

Es gibt keine glückliche Insel

– Zbigniew Herbert. In Erinnerungen und Briefen. –

In meiner Erinnerung war es ein warmer Tag im Frühherbst 1966, als ich mich in Berlin zu einer Lesung zweier polnischer Dichter aufmachte: Zbigniew Herbert und Tadeusz Różewicz. Der Abend war Teil einer Lesereihe, die Walter Höllerer sich ausgedacht hatte. Der Professor für Literaturwissenschaft an der Technischen Universität war selbst Dichter und begründete unter anderem das *Literarische Colloquium* am Wannsee, wo sich die deutschen und die internationalen Schriftsteller die Klinke in die Hand gaben. In kurzen Abständen konnte man bei ihm hören: Yves Bonnefoy und Francis Ponge, Lars Gustafsson und Tomas Tranströmer, Ernst Jandl und Edoardo Sanguineti, Charles Olson und Andrej Wosnessenski.

An jenem Abend hatte er die beiden polnischen Dichter eingeladen, zusammen mit ihrem Übersetzer Karl Dedecius. Die beiden, eher korpulenten Herren saßen auf der Bühne: Der ältere, Różewicz, 1921 in Radomsk geboren, ein kleiner sympathischer Herr mit schweren Sorgenfalten auf der Stirn, las geradezu minimalistische Gedichte und erklärte uns, dass die alte Kunst mehr oder weniger abgewirtschaftet habe und alle – konservativen wie revolutionären – Versuche, sie wiederzubeleben, vergeblich seien. Beim Vortrag dieser nihilistischen Diagnose schaute der Autor so traurig drein, dass man glauben konnte, er sei ein schwer depressiver Mann. Er sprach ein schönes, raues Deutsch, und wenn er nach einem Wort suchte, schaute er plötzlich verschmitzt ins Publikum, als wollte er uns auffordern, ihm zu helfen.

Nach dem heiteren Pessimisten trat Zbigniew Herbert auf, mit Himmelfahrtsnase unter einem schon grau werdenden Haarschopf, mit tiefen Grübchen in den Wangen und einem schalkhaften Blick. Selbst wenn man ihn und seinen Humor nicht kannte, musste man ihn lieben. Er las die Gedichte „Der Kiesel“ und „Drei Studien zum Thema Realismus“, „Nike wenn sie zögert“ und „An Marc Aurel“. Hier sprach ein Moralist von hohen Graden, der auf behutsame, aber eindeutige Weise die Geschichte ins Gebet nahm, der die Partei der Geschlagenen und Verbannten wählte und ihnen in den wenigen Worten der Poesie ihre Würde zurückgab. Wir waren begeistert. Uns allen war klar, dass wir einem Meister zugehört hatten, der sich nicht mit den scholastischen Fragen der Literaturfunktionäre herumschlug, aber auch nicht dem Trend folgte, mit immer waghalsigeren Experimenten der Poesie das Poetische auszutreiben. Und wo bei Różewicz eine radikale Negativität die Melodie vorgab, war es bei Herbert eine radikale Moralität.

Beide Dichter waren unter der deutschen Besatzung zur Untergrundarmee gekommen; beide sprachen selbstverständlich Deutsch, was mich damals beschämte. Wieso kommen diese großen Dichter ausgerechnet zu uns? Und warum kannten sie sich nicht nur in Mythologie und Geschichte aus, sondern auch in deutscher Literatur und Philosophie?

Wie der Zufall es wollte, saß ich nach der Lesung Zbigniew Herbert bei einem Bier gegenüber, der mich mit freundlich-ironischen Fragen nach der deutschen Gegenwartsliteratur traktierte, während ich ihn als dreiundzwanzigjähriger Nemo mit Lob zuschüttete. Dieser polnische Dichter konnte mit seinem Charme den ganzen Tisch unterhalten. Dabei war sein Sarkasmus so beißend, dass man sich besser nicht auf das glitschige Terrain der bei uns beliebten marxistischen Literaturkritik begab. Auf jeden Fall wurde es ein langer und fröhlicher Abend. Und da – damals wie heute – große Dichter keine Visitenkarten hatten, schied man mit dem Versprechen, sich bald wiedersehen zu wollen.

Ein Jahr später war der im Großformat gedruckte und edel ausgestattete Band *Inscript* in der Übersetzung von Karl Dedecius bei *Suhrkamp* erschienen. Ich erwarb ihn an meinem neuen Wohnort München und las

Herberts Gedichte mit Begeisterung; manche konnte ich sogar auswendig wie „Bericht aus dem Paradies“, das optimistisch beginnt: „im paradies dauert die arbeitswoche dreißig stunden“, aber sehr sauer endet:

*Vorerst am samstag zwölf uhr mittag
heult die sirene süß
und blaue proletarier kommen aus den fabriken
sie tragen unter dem arm ihre flügel linkisch wie geigen.*

Diese Gedichte verbreiteten einen geradezu heiligen Ernst, eine Ernsthaftigkeit, die an die Nieren ging: „Mors vulgaris“, „Unsere Angst“ und „Warschauer Friedhof“. Aber auch die kurzen Prosagedichte liebte ich, die so gar nichts mit dem zu tun hatten, was man damals in meiner Umgebung zur Rettung der Welt schrieb. „Zwerge“ war eines meiner bevorzugten Stücke:

*Zwerge wachsen im walde. Sie haben einen spezifischen geruch und weiße härte. Sie treten einzeln auf.
Wenn es gelänge, davon eine handvoll zu sammeln, zu trocknen und über der tür aufzuhängen – vielleicht
hätten wir dann ruhe.*

Im Jahre zuvor traf ich Zbigniew Herbert zufällig wieder, als ich meine Eltern in Berlin-Nikolassee besuchte und ich mittags aus Gott weiß welchen sentimentalischen Gründen den alten Schulweg ging. Plötzlich stand der Dichter, mit Netzen voller Lebensmittel behangen, vor mir. Mit einiger Nachhilfe meinerseits erinnerte er sich an unsere erste Begegnung. Wir gerieten ins Schwatzen, und weil Herbert so schwer zu schleppen hatte – unter anderem ein Netz mit Weinflaschen –, forderte er mich auf, ihn zu begleiten. Er wohnte, mit einem Stipendium des *Deutschen Akademischen Austauschdienstes* versehen, gleich um die Ecke unserer Wohnung, in der Beskidenstraße 8, in einem Haus, an dem ich als Schüler täglich vorbeigekommen war. Wir saßen im Garten, tranken einige der gerade gekauften Flaschen Wein, und Zbigniew erzählte so komisch von seinen hektischen Reisen durch ganz Europa, dass wir lange und laut lachen mussten. Ein großes Vertrauen zu Polen schien er nicht zu haben, und meine zaghaften Versuche, die Möglichkeiten einer „linken“ Utopie ins Spiel zu bringen, wollten bei ihm nicht fruchten. Er zog es vor, seiner Heimat fern zu bleiben. Ich weiß natürlich nicht mehr genau, über was wir alles sprachen, weil uns der Chianti – an den ich mich komischerweise erinnere – zunehmend benebelte. Aber neben der Politik und der Sowjetunion, die im Jahr 1968 nochmals zeigte, dass sie nicht gewillt war, den Block des Warschauer Pakts aufzugeben, ging es unter anderem darum, dass ich bezweifelte, ob in diesen Zeiten überhaupt noch jemand Gedichte lesen wollte. Zbigniew war weniger schwarzgallig. Mit seiner wunderbaren Ironie konnte er jeden Anflug von Pessimismus zersetzen. Und trotz der Sorgen, die man ihm förmlich ansah, überspielte er alles mit seiner noblen Generosität. „Hauptsache, Karl übersetzt mich und Sie lesen mich, dann sehen wir weiter“, so ähnlich verabschiedeten wir uns. Es war der Beginn einer langen Freundschaft, die bis zu seinem Tod andauerte.

Als meine Eltern mich fragten, wo ich mich so lange herumgetrieben und woher ich die „Fahne“ hätte, antwortete ich wahrheitsgemäß, ich hätte einen polnischen Dichter getroffen, der um die Ecke wohne und ein Genie sei. Nun waren in unserer Wohnung die Dichter gerne gesehene Gäste, die auch stets gastfreundlich bewirtet wurden, allerdings hätten wir uns nie getraut, sie als Genies vorzustellen. Dabei wusste ich über ihn und die polnische Poesie wenig, eigentlich nur das, was ich, meist im Monat, von und über Czesław Miłosz

gelesen hatte. Wer konnte sich in Polen, Bulgarien, Rumänien oder Russland aus? Wir waren furchtbare Provinzler, mit ganz und gar nach Westen orientiertem Interesse.

An diesem Nachmittag fasste ich den Entschluss, diese unhaltbare Wissenslücke zu stopfen. Gerade in München ergaben sich dazu die besten Gelegenheiten, nicht zuletzt deshalb, weil eines der stärksten Propagandainstrumente des Kalten Krieges in München installiert war: *Radio Free Europe*. Seine Büros lagen gleich beim *Hanser Verlag* um die Ecke. Wenn man in eines der Gasthäuser in der Nähe ging, konnte man alle Sprachen des Ostens hören. Die polnische Abteilung wurde von Tadeusz Nowakowski geleitet, einem vielsprachigen, sehr witzigen, rhetorisch brillanten Mann mit den besten Beziehungen, der alle Welt kannte. Nowakowski war gut befreundet mit Horst Bienek, der aus dem oberschlesischen Gleiwitz kam und die Literaturabteilung der *Bayerischen Akademie der Schönen Künste* leitete. Und da ich Bieneks Bücher im Verlag betreute, lag es nahe, dass ich seine osteuropäischen Besucher kennenlernte.

Schließlich war ich im *Hanser Verlag* untergekommen, der mit Karl Dedecius einen der besten Übersetzer und Herausgeber polnischer Literatur hatte, und mit dem in Paris lebenden Intellektuellen Konstanty Jeleński den besten Berater. Jeleński – verheiratet mit der seinerzeit berühmten Künstlerin Leonor Fini – war wiederum eng mit der in Paris erscheinenden polnischen Kulturzeitschrift *Kultura* verbandelt, in der alle wichtigen Exilanten publizierten, und er war mit dem Essayisten François Bondy befreundet, der in seiner Zeitschrift *Preuves* – dem Gegenstück zum *Monat* – viele Aufsätze von und über die Literatur des Ostblocks publizierte. Mit anderen Worten, ich war im Zentrum meines mitteleuropäischen Interesses angekommen, und obwohl ich keine der slawischen Sprachen sprach, konnte ich sie durch diese großartigen „Lehrmeister“ verstehen.

Den schönsten Aufsatz über Zbigniew Herbert hat vielleicht sein jüngerer Freund Adam Zagajewski geschrieben: „Beginn des Erinnerns“. Darin sagt er, dass wir „mindestens zwei Arten von Gedächtnis haben. Eins, das intelligent, gebildet, zur Synthese fähig ist, ja danach verlangt: das zu großen Linien, rationalen Thesen, grellen Farben neigt. Und dann ein simpleres, das Gedächtnis für vorbeiflimmernde Bilder, flüchtige Augenblicke, den Einweg-Fotoapparat, der Erinnerungsatome produziert, die sich nicht nur nicht weiter zerlegen und homogenisieren lassen.“ Ich fürchte, mein Gedächtnis funktioniert nach dem zweiten Muster.

Wenn ich an Zbigniew denke, sehe ich ihn tatsächlich wie auf Fotografien vor mir, in München in der Pinakothek, in Italien im Museum, den Kopf nach oben gereckt in einen bemalten Himmel, oder, am Tisch sitzend, mit Philippe Jaccottet und Jan Skácel, in Paris in der Brasserie gegenüber dem *Flore* und im Park von Versailles, in Berlin, wie er unten im Garten des *Literarischen Colloquiums* über den Wannsee schaut, oder bei mir zu Hause am Küchentisch, wie er, den Kopf in die Hand mit der brennenden Zigarette gestützt, mit sonorer Grabesstimme den wahrhaft philosophischen Satz sagt:

Michael, wie schön, dass es Gott gefallen hat, uns ein langes Leben zu schenken.

Als ich vor einigen Jahren in Warschau in seinem Arbeitszimmer stand – Zbigniew war lange tot, ich war in der Stadt als Mitglied der Jury des *Zbigniew-Herbert-Preises* und besuchte Kathrinchen, Zbigniews Frau –, fielen mir plötzlich so viele Szenen ein, die ich einmal beschreiben wollte, eine Kaskade von Bildern, und als ich in seinen Büchern blätterte, die noch immer in seiner Wohnung aufbewahrt werden, kunstgeschichtlichen und philosophischen Büchern in vielen Sprachen, deren Seitenränder alle von vorne bis hinten in seiner winzigen Spinnenschrift vollgeschrieben waren, erinnerte ich mich an die vielen Postkarten, die er mir aus allen Weltgegenden geschickt hatte, eine ganze Bildergalerie, in einem Taschen-Museum, das,

nun, in lauter Teile zerrissen, in irgendwelchen verlassenem Kellern vermodert. Nur wenige haben sich erhalten.

In den zehn Jahren von 1968 bis 1978 sahen wir uns selten, aber regelmäßig, meistens in Berlin. Herbert kam nur gelegentlich nach München, um in der *Bayerischen Akademie* zu lesen, deren korrespondierendes Mitglied er geworden war. Ich erinnere mich, wie wir mit Horst Bienek an einem Sommerabend am Chinesischen Turm im Englischen Garten saßen, diese entsetzlich großen Biergläser vor uns, die man nur mit zwei Händen stemmen konnte, und Zbigniew zuerst immer kleinlauter und dann immer melancholischer wurde. Als schließlich eine Blaskapelle zu spielen begann und die Gäste alle bierselig mitsangen, brachen wir hastig auf. Bayerische Biergärten waren zu jener Zeit nicht unbedingt seine Welt.

Im Jahr 1979 wurde ihm der *Petrarca-Preis* verliehen. Man traf sich in Verona. Schon bei der vorherigen Preisverleihung in Siena hatte ich seinen Text über Duccio vorgelesen, der bereits 1965 in *Ein Barbar in einem Garten* erschienen war. Duccios Fußwaschung gehörte zu Zbigniews Lieblingsbildern, unvergesslich darin die Beschreibung der Sandalen:

Ein Detail, das in mir immer wieder ein ungemindertes Entzücken erweckt, sind drei schwarze Sandalen: zwei liegen dicht neben dem Wasserschaff, eine höher auf der Stufe, auf der die Apostel sitzen. Sie kontrastieren stark mit dem rosa Grund des Fußbodens, und zu sagen, dass sie ‚liegen‘, würde das Wesen der Sache nicht wiedergeben. Sie sind wohl das Allerlebendigste dieser ganzen Szene, ihre Anordnung in einer Diagonale und die nach den Seiten auseinandergebreiteten Riemchen drücken eine rattenhafte Panik aus. Diese Unruhe ist der Kontrapunkt zu der Lebllosigkeit des gerafften Vorhangs, der über den Köpfen der Apostel hängt wie ein unheilverkündendes Leichtentuch.

Wer diesen Text einmal gelesen hat, wird die „rattenhafte Panik“ der Sandalen nicht mehr vergessen. Zbigniew war kein Kunsthistoriker im engeren Sinne, aber er konnte genauer sehen als die meisten dieser Zunft. Er war ein Kunstschriftsteller, ein Dichter, der seine ganze Aufmerksamkeit auf die Bilder, die er liebte, konzentrieren konnte.

Im Mai 1979 schrieb er mir:

Ich möchte mich ganz ernst, ganz offiziell und dazu schriftlich für die Verleihung dieses Preises bedanken. – ... Ich möchte Dir und den Mitgliedern der Jury herzlich danken. Alle Pass- und Visaangelegenheiten habe ich in Gang gesetzt. Ich hoffe, die Bürokraten werden dieses Mal gnädig mit mir umgehen. Recht schönen Dank auch für Deinen Brief an den italienischen Konsul, der mich zwar nicht kennt, aber dafür ist ihm Petrarca ein Begriff ... und so soll es auch bleiben. – Lieber Michael, ich umarme Dich. – Ein freundlicher Gruß von Deinem Zbigniew.

Auf geradezu unheimliche Weise wurde unsere Wahl wenige Monate später auf bittere Weise bestätigt, als nämlich der Streik auf der Danziger Werft losbrach. Solidarność brachte das Eis des Ostblocks zum Schmelzen. Wenn man heute durch das Solidarność-Museum in Danzig/Gdansk geht, sieht man ein schönes Foto, das Zbigniew Herbert mit den streikenden Aufständischen zeigt.

Die drei Tage mit Zbigniew und Kathrinchen, mit Siegfried Unseld und Peter Rühmkorf und vielen anderen

waren wunderbar. Die Verleihung fand in einem Palazzo statt, es wurde viel vorgelesen und angeschaut. Aber am schönsten war die Präsenz Zbigniew, als er aus seinem Gedichtband *Herr Cogito* vortrug. Mit diesem Herrn hatte er sich ein Alter Ego geschaffen, eine bewegliche Figur, der er nicht nur seine Ansichten von der Welt, sondern auch seine Nachtgedanken anvertrauen konnte. Zbigniew hatte ein poetisches Spiel erfunden. „Herr Cogito denkt an die Rückkehr in seine Heimatstadt“ oder „Herrn Cogitos Vermächtnis“ sind solche Meisterwerke, in denen er alles zur Sprache bringen konnte, was üblicherweise in dieser Konkretheit nicht ins Gedicht passen würde. „hüte dich vor der dürre des herzens“ heißt es darin – war das zu sich selber gesprochen? Sollte er immer Herrn Cogito vorschieben oder musste er einmal dessen Maske vom Gesicht nehmen?

In meiner Laudatio in Verona hatte ich gesagt:

An Ideen, an denkerischer Intelligenz, an produktiver Nachdenklichkeit, die ja auch zum poetischen Akt gehören, um am Ende in einem Gedicht aufzugehen und oft nur noch einem zufälligen Blick aus einer zufälligen Perspektive sich zeigen und sich öffnen, daran herrscht großer Mangel. Vielleicht hängt es damit zusammen, dass das einst gute Verhältnis von Denken und Dichten empfindlich gestört ist, dass einem, der denkt, gesagt wird, er solle das Dichten lieber bleiben lassen und umgekehrt. Eine anmaßende, arrogante Rede, die nichts weiß von der initialen Entstehung einer Idee und eines Gedichts. – In diesen dichterischen Raum der Abwesenheit des Denkens tritt nun eine poetische Figur, die sich mit Herr Cogito vorstellt: ein mittelgroßer Herr mit guten Manieren, überaus gebildet und anregend, mit Marotten und Spleens, der sein Wissen nicht als sein Eigentum betrachtet, sondern freundlich Auskunft gibt über den Zustand der Welt, wie er ihn versteht. Er ist verdammt, zu denken, und bildet damit den radikalen Gegentypus zum romantischen Typ des Dichters ... Herr Cogito ist gezeichnet von der Erfahrung unseres Jahrhunderts, dass im Denken die letzte Möglichkeit des Überlebens liege ... Ich bin nicht sicher, ob er besonders glücklich ist mit dieser Erfahrung, die er täglich von Neuem machen muss und die ihn konstituiert, weil er ebenfalls täglich der Schwester dieser Erfahrung, der Niederlage des Denkens, begegnet, die mitverantwortlich ist für die Verwüstung der Welt und des Menschen. Was macht Herrn Cogito so anziehend? Warum hört man seine leise Stimme sofort, wenn er spricht? Warum sieht man ihn gleich, selbst an bevölkerten Orten und in verschiedenen Verkleidungen, sei es als Landstreicher, Reisender, als Lehrer oder als stiller Zuhörer? Warum ist er, der auf die selbstverständlichste Weise den Satz des Novalis illustriert, jeder Mensch sei eine kleine Familie, nicht ein Zerrissener, von dem wir jeweils nur Fragmente, Fetzen einer Totalität wahrnehmen? Wenn wir seine Meinungen hören und von seinen Taten lesen, haben wir nie das Gefühl, durch Selbstüberschätzung, Larmoyanz, falsches Mitleid oder Besserwisserei betrogen zu werden. Herr Cogito hat auf verblüffende Weise sich selbst akzeptiert mit allen Verletzungen und Wunden, die ihm das Jahrhundert beigebracht hat. Seine tiefe, bohrende Sehnsucht, die verschiedenen Erscheinungsformen seiner Existenz durchdenkend zu begreifen, hat zu einer Einfachheit geführt, deren hervorstechendstes Merkmal die Redlichkeit in der Aussage auch noch dort ist, wo das Unvermeidbare zur Sprache kommt.

Zbigniew Herbert hielt eine sehr kluge, witzige Dankesrede, die folgendermaßen begann:

Es gibt zwei extreme Möglichkeiten, eine Rede zu halten: eine effektvolle, heute sehr bewährte, die den Stifter und die Juroren beleidigt. Diese reizt mich nicht. Ich stamme aus einem Land, wo Mut sich nicht in Extravaganzen manifestiert ... Wenn ich schon einige Verdienste habe, dann nicht wegen meiner

Leistungen, sondern wegen meiner Bestrebung – meinem Versuch –, einen Dialog mit der Vergangenheit zu führen. Und dazu braucht man Tugend – Demut. Sie stellt heute den Versuch dar, eine größere Ordnung zu bilden, sich selbst mit alten Schriftstellern vergangener Zeiten zu messen. Ein wahrhaft schmerzlicher Prozess.

Hier in Verona, so Herbert weiter, fand Petrarca die privaten Schriften des von ihm so bewunderten Cicero, die er „zuerst mit Bewunderung, dann mit gemischten Gefühlen, zuletzt mit arger Enttäuschung“ las. Warum, fragen die Forscher.

Ich glaube, die Antwort ist einfach: Ciceros Briefe waren ein Spiegel, in welchem Petrarca sich selbst erkannte – seine politischen Utopien und peinlichen Querelen, seine Verwirrung und auch seine ständige Suche nach Ruhe. / Bevor Petrarca, dieser unermüdliche Wanderer, sich auf seine letzte Reise begab, korrigierte, verbesserte und vernichtete er seine Manuskripte und Briefe. Die Moral dieser Geschichte ist auch für uns gültig: man soll die Spuren verwischen. Exhibitionismus ist keine geistige Haltung.

Nach der Verleihung gab es ein großes Fest in dem berühmten Restaurant *Dodici Apostoli* in Verona mit vielen Abschiedsreden, und am nächsten Tag fragte uns der Stifter des Preises, Hubert Burda, ob wir noch weitere fünf Jahre unsere poetische Pilgerreise im Namen Petrarcas fortsetzen wollten. Da unser Freund Nicolas Born todkrank war und Urs Widmer nicht verlängern wollte, fragten wir Zbigniew Herbert und Lars Gustafsson, ob sie fünf Jahre als Juroren mitarbeiten wollten. Sie wollten. Zbigniew und seine Frau brachen zu einer Reise durch Italien auf, ich schickte ihnen von München nach, was sie in Verona vergessen hatten. Bald kam ein Brief von Zbigniew, geschrieben am 24. August von Berlin aus:

Lieber Michael,

Du bist ein Engel, aber ich muss noch leben und das ist Qual. Ich schreibe Dir fast sofort nach meiner Ankunft in Deutschland (die Reise, die ich mit Katrin gemacht habe, war wunderschön – ohne Baden, ohne Erholung bis zur letzten Erschöpfung).

Ich danke Dir herzlich für meinen Mantel, den Du liebenswürdigerweise geschickt hast, und neben Mantel war ein weiblicher Anzug – ich habe furchtbaren Schreck bekommen – umsonst. Weißt Du, ich sündige nicht (fast). Aber dieser Urschrecken verfolgt mich.

Das war schön mit Dir in Verona zu sein, obwohl wir keine Gelegenheit hatten, viel miteinander zu sprechen. Du hast alles und ich weiß, was das kostet – deine Zeit, deine Mühe, etwas so schön zu organisieren. Dir und allen Mitgenossen und auch Hubert bin ich sehr dankbar. Das war einfach schön, und wenn etwas gut ist, muss man sagen, es ist gut. Mein bodenloser Pessimismus empfiehlt mir das auch.

Deine Gesundheit macht mir Sorgen. Ich habe drei Jahre lang schwere Krankheiten durchgemacht. Nur um meine Freunde zu schützen, weil einer muss sich für andere opfern. Also, bleib gesund, und wenn ich Dir irgendwo helfen kann, bin ich bereit. Ich bin eine Hexe.

Meine Rede werde ich Dir sofort schicken. Sie war nicht so klug wie Deine Lobrede. Aber das ist meine. Neue Jurysitzung (vom 10. bis 16.10.) passt mir nicht sehr. Weil ich in dieser Zeit in Ungarn bin. Aber wenn man sie verschieben kann, wäre ich Dir sehr dankbar.

Dein Vorschlag für Octavio Paz möchte ich unterstützen, ohne dass ich versuche, bei Dir eine bessere Note zu

haben.

Francis Ponge war mein Lehrer, nicht in Poesie aber in franz. Sprache, also habe ich vor ihm eine göttliche Furcht. Ich habe noch zwei andere Vorschläge, nämlich großen ungarischen Dichter Sándor Weöres und Italiener Andrea Zanzotto, weil schließlich war Petrarca auch ein Italiener ohne jede nationale Argumente. Du weißt, dass ich will nicht nur formal, aber persönlich in Jury teilnehmen, um es ganz ernst zu sagen, ich möchte stoppen eine futuristische Idee von meinem skandinavischen Freund Lars, zu diesem Preis auch Wissenschaftler (Molekülforscher, Urschreiferforscher, Schimpansenforscher etc.) vorzuschlagen. Leider Gottes ist zwischen uns eine große Kluft, aber ich lasse mich überzeugen, dass wir können zusammen gehen und etwas zusammen leisten. Also, Michael, ich grüße Dich von Herzen und danke für alles. Meine schönen Grüße gehen auch an Nicolas, Bazon, Peter, Urs, Hubertus und den lieben Fritz Arnold –

Dein Zbigniew

P.S. Wenn ich schon genügend reich wäre, würde ich Dich vom Hanser Verlag loskaufen. Umarmung, Z.

Nun, als Dichter ist er zu Lebzeiten nie so reich geworden, dass er mich hätte loskaufen können, und einige Jahre später wollte er sogar von *Suhrkamp* zu *Hanser* wechseln (was ihm gottlob nicht gelungen ist: dazu später mehr).

Er wohnte im Sommer 1980 wieder mit Katharina in Berlin bei Barbara Stieß, schrieb, reiste, erhielt Preise, wurde immer berühmter und begehrter. Allerdings wollte sein Körper diese Plackerei nicht mitmachen. Zbigniews Kurzatmigkeit wurde immer auffälliger, und da er seine Raucherei nicht zügeln konnte, musste er schwer leiden (einige Jahre später, kurz vor seinem Tod, musste ein Luftröhrenschnitt gemacht werden, damit er nicht erstickte). Ich erinnere mich an einen Nachmittag in jenen Jahren, als wir zusammen die Pinakothek in München besuchten. Aus unerfindlichen Gründen wollte er in der Pinakothek unbedingt die lange Treppe zu den Alten Meistern hinaufsteigen, eine Anstrengung, die ich ihm nicht zugemutet hätte. Wahrscheinlich wollte er testen, wie viel Luft ihm geblieben war. Es war natürlich demütigend (und gewiss auch komisch), wie ununterbrochen dünngliedrige japanische Studentinnen und andere Besucher an uns vorbei nach oben sprangen, während wir, am Geländerlauf entlang und untergehakt, Stufe um Stufe erklimmen mussten. Nach zehn Stufen machte Zbigniew den klugen Vorschlag, doch wieder nach unten zu gehen, um vor der Tür zunächst einmal eine Zigarette zu rauchen. Das wiederholte sich noch zweimal, und beim vierten Versuch, über die Treppe zu den geliebten Bildern zu kommen, empfahl ich, weil ja auch das Ende der Besuchszeit nahe gerückt war, doch den Aufzug zu nehmen, was Zbigniew – wenn auch widerstrebend – akzeptierte. Aber er war ziemlich am Ende. In einem undatierten Brief aus dieser Zeit schrieb er mir:

Ich fühle mich wie ein Stück Gefrierfleisch, das plötzlich landet auf einer Bratpfanne. Reisen, Konferenzen, Kommissionen, Beratungen, Lesungen usw.

Im Juli 1980 trafen wir uns wieder bei Barbara Stieß in Berlin, Buchhändlerin in der berühmten *Wolff's Bücherei* in Friedenau. Bei Barbara fühlte er sich zu Hause, dort konnte er in Ruhe seiner Arbeit nachgehen und die Briefe, die nach Warschau geschickt wurden, unbeantwortet lassen. In dieser Zeit überraschte er mich mit der Mitteilung, dass von nun an nicht mehr seine angestammten Übersetzer – Dedecius für die Poesie und Klaus Staemmler für die Prosa – für seine Werke in deutscher Sprache zuständig sein sollten,

sondern der in Wien lebende Übersetzer und Schriftsteller Oskar Jan Tauschinski. Der Grund blieb ein Rätsel, weder *Suhrkamp* noch Dedecius konnten Auskunft geben.

An den Sitzungen für den *Petrarca-Preis* des folgenden Jahres nahm Zbigniew wieder teil, wenn es auch großer Überredungskünste bedurfte, ihn zum Reisen zu bewegen. Die Situation in Polen machte ihm Kopfschmerzen, auch die eigene Stellung im Lande. Nach Amerika, wo man ihm immer wieder eine Professur angeboten hatte, wollte dieser Mitteleuropäer nicht, ein kurzer Aufenthalt in Kalifornien hatte ihm das bewusst gemacht. Aber wie lange konnte man ein Leben als polnischer Dichter im Exil leben?

Ilse Aichinger war die Preisträgerin für das Jahr 1982, die Verleihung sollte im Engadin stattfinden. Zbigniew schrieb am 1. Juni 1982:

Leider (für mich) werde ich nur geistig dabeisein! Aber wie! Die Wahl von Ilse teile ich enthusiastisch mit; bitte meine herzliche Gratulation an die Preisträgerin festlich überreichen!

An der Verleihung des Preises an Gerhard Meier in Vézelay im Burgund 1983 nahm er wieder teil, und manchmal dachte ich, den alten Zbigniew vor mir zu haben. Am 26. Juli 1983 schrieb er aus Mailand:

Es war ganz schön, Dich wieder vor Augen zu haben. Und auch Bella Bionda, die ich grüße von Herzen. / Bazon hat mir diesmal gut gefallen; seine Führung war hervorragend. Also ich nehme ihn wieder zu meiner geistigen Familie. / Unsere italienische Reise war schön, hoffentlich fruchtbar. Ich glaube dass ich habe gut gearbeitet, aber mein Kopf ist wie ein Topf auf dem Feuer. / Mein lieber Michael bleib gesund. Große brüderliche Umarmung von Deinem alten Freund Zbigniew.

Ob die Post richtig funktionierte? Vom 3. August 1983 gibt es einen Brief von mir, in dem es heißt:

Wir hören so gar nichts mehr von Dir und machen uns Sorgen!!! Bitte schreib doch wenigstens eine Zeile, wie es Dir geht! Heute las ich in Milosz' Übersetzung ein Gedicht von Dir in amerikanischer Übersetzung in der New York Review of Books, wo in den Anmerkungen stand, Du würdest zur Zeit in Berlin leben. Schön wäre es, denn dann könnten wir uns wenigstens sehen ...

Am 22. Juli 1984 schrieb er mir in seiner winzigen Schrift, die kaum zu lesen und fast am Verschwinden war:

Mein lieber Michael,

ich grüße Dich sehr sehr herzlich und bitte um Verständnis, dass ich so schlechter Schreiber bin. Aber mindestens denke ich oft an Dich immer mit treuer Verbundenheit und Freundschaft. ... Du hast lebenswürdigerweise nach meinen neuen Gedichten gefragt; also wenn Du die Absicht hast, etwas in deiner Zeitschrift zu veröffentlichen – bitte schreibe an Herrn OSKAR JAN TAUSCHINSKI – FAVORITENSTRASSE 27-44 A-1040 WIEN. Er hat meinen letzten Gedichtband übersetzt, der soll im Frühjahr 1985 bei *Suhrkamp* (nach langen Querelles mit Dedecius) erscheinen. / Wenn das klappt, der Übersetzer (sehr netter und kultivierter Herr) soll 50% bekommen. / Vielleicht wird Dir es gelingen, etwas bei meinen schwarzen Kollegen im *Bayerischen Rundfunk* zu verkaufen. Aber mach Dir keine Sorgen. Meine

finanziellen Sachen hat Barbara Stieß übernommen. Über Geld soll man keinesfalls schreiben zu mir. Wir Kommunisten, wir sind Asketen. / Es war bei mir ziemlich heiß, jetzt etwas besser, ruhiger. Keine Sorge ... [unleserlich, MK] / Habe gestern Gespräch mit amerikanischem Journalisten, der fragt mich, wer ich bin politisch gesehen. So habe ich gesagt: liberaler Anarchist (was stimmt), und der Trottel hat geschrieben: liberaler Faschist. O Gott! / Ich schreibe in großer Eile ... [unleserlich, MK] / Große Umarmung / Küsse von Katharina / Bleib mir gesund und fröhlich / Wahrheit und Gerechtigkeit wird niemals siegen / aber Kampf ist schön / Dein alter treuer Freund Zbigniew.

Und ebenfalls um diese Zeit:

Noch einmal ist der Sprung durch die Mauer gelungen. Ich wundere mich. Kaum zu glauben.

Und wieder schreibt er, ich solle mich mit Tauschinski in Verbindung setzen, weil er neue Gedichte für die *Akzente* habe. Am 27. August schrieb ich zurück:

Dank für Dein Lebenszeichen. Ich werde O. J. T schreiben, damit Dein Geburtstag gefeiert wird, wie es sich gehört. Aber wann sehe ich Dich in Fleisch und Blut – als Mensch, Person, Dichter, Staatsbürger, Erklärer holländischer Stilleben, lib. An., Pole und Freund?

Man muss diesen ironisch-verzweifelten Ton immer vor dem Hintergrund der politischen Entwicklung in Polen sehen. 1981 wurde das Kriegsrecht verhängt und die Solidarność-Bewegung mehr oder weniger verboten, und einige der führenden Mitglieder wurden ins Gefängnis gesteckt, 1982 wurde sie endgültig verboten. Großes Aufsehen erregte der Mord an dem katholischen Priester Jerzy Popiełuszko im Jahr 1984 durch den polnischen Geheimdienst. Um diese Zeit herum hatte das Ehepaar Herbert beschlossen, wieder nach Paris zu ziehen.

Von dort schrieb Zbigniew mir am 13. März 1986. Einige Briefe aus der Zwischenzeit, auf die er sich bezieht, sind verlorengegangen. Ich hatte ihm mitgeteilt, dass ich in der von Karl Dedecius begründeten und herausgegebenen *Polnischen Bibliothek* eine Anthologie aus seinen Werken zusammenstellen sollte. Dedecius hatte das Institut 1980 mit einem prominenten Beirat in Darmstadt gegründet und 1982 die auf 50 Bände geplante polnische Bibliothek ins Leben gerufen.

Paris 13 III 1986

Mein lieber guter Michael,

ich danke Dir herzlich für Deine so prompte Antwort. Dein Brief hat auf mich gewirkt wie ein Schluck von Vodka im kalten Winter und eine freundliche Hand auf der Schulter. /

Wenn Du eine Auswahl von meinen Gedichten in der polnischen Bibliothek machst, so bin ich nicht nur einverstanden, aber ganz ganz glücklich. Ich werde sofort Unseld benachrichtigen. Einen großen Stein hast Du – mein Lieber – abgenommen.

Unsere Anfänge hier waren ziemlich schwer. Von einer großen Gefahr und Schwierigkeiten noch anderen ungewissen zu reisen war nicht sehr klug. Aber es gibt keine glückliche Insel – das wissen wir beide wohl. / Dazu war ich erkrankt (jetzt schon gut) und tapferes Katarinchen hat mutig viele Umzüge gemacht, Klamotten gekauft, und das alles für kurze Zeit (ein halbes Jahr, wie ich schätze).

Ich danke Dir herzlich für Deine freundliche Bereitschaft, aber die größten Schwierigkeiten haben wir hinter uns und dazu eine Perspektive (kleines Stipendium, das ermöglicht die Wohnung zu zahlen). Aber man kann, wie Du weißt, Gelder leicht verdienen, wenn man über Politik schreibt (Misere in Polen, Mangel an Freiheit etc., das alles stimmt, aber das sind doch Plattitüden). Ich bin sicher gegen Generäle, aber hier tapfer zu sein ist für mich zu leicht. Also abgehakt ... [unleserlich, MK]. / So mein Lieber. Heute ist sonnig und ein bisschen heiter. Morgen werde ich eine (erste!) Runde durch Paris machen und vielleicht die alten Holländer besuchen, weil Mauritius Haus vom Haag ist gerade hier. Gar nicht schlecht. / Ich habe kein Telephon, aber ich hoffe bald eines zu haben und werde Dir es sofort sagen. Katharina – die Ärmste – (warum hat sie sich nicht mit einem reichen Dirigenten verheiratet) ist eben wegen Telefon gelaufen, und vorher hat sie gesagt, meine schönsten Grüße für Michael. / Große Umarmung mein lieber Freund Dein Zbigniew.

In der *Polnischen Bibliothek* waren Bände von Zbigniews Zeitgenossen erschienen – von Czesław Miłosz, Tadeusz Różewicz und Wisława Szymborska –, es war also an der Zeit, dass auch ein repräsentativer Band von Lyrik und Prosa von Zbigniew Herbert aufgenommen wurde. Er erschien mit einem schönen Nachwort von Jan Błoński, da ich als Nicht-Polonist mich weigerte, ein umfassendes Porträt des Autors zu schreiben. Ich hatte das Werk, soweit es mir zugänglich war, in zehn Kapitel aufgeteilt, von der Kindheit über die *Ars Poetica* und die Mythologie, das Lächeln eines Engels in Stein und das Lachkabinett, die holländischen Skizzen bis zu den Berichten aus einer belagerten Stadt.

Im kurzen Geleitwort zu meiner Auswahl habe ich Zbigniew zu einem der letzten großen europäischen Dichter ausgerufen:

Beim Lesen der Werke dieses freundlichen Herrn aus Lemberg, zeitlebens unter heftigen polnischen Kopfschmerzen leidend, hat man stets das Gefühl, sich im Zentrum eines unerhört starken Magnetfelds zu befinden. Mühelos angesaugt und geordnet wird eine unerschöpfliche Menge an Material, die einen weniger subtilen Geist leicht zum kauzigen Historiendichter hätte werden lassen. Bei Zbigniew Herbert dagegen entsteht Ordnung, eine kleine Insel inmitten des geschichtlichen Chaos, die plötzlich auftaucht ... Seine nie versiegende Sehnsucht und seine historisch entwickelte Sehnsucht haben verhindert, dass er zum Zyniker wurde, der dem Untergang kunstvoll die Stimme leiht. Nein, dieser letzte Europäer, der wie kein anderer die Verluste kennt und auf das empfindlichste zur Sprache bringt, ist trotz aller Erfahrung zu menschenfreundlich, um zum Verächter zu taugen ... [Seine Gedichte] sind verlässliche, klare Gegenstände, in denen Wissen und Gefühl, Geschichte und Gegenwart, „Lebenszeit und Weltzeit“, Mut und Verzweiflung souverän vereint sind und eine Wärme erzeugen, die nur und ausschließlich von großer Poesie abgestrahlt wird. Und wenn ich sie lese, höre ich sofort die leise höfliche Stimme ihres Erfinders und sehe sein verschmitzt-besorgtes Gesicht und weiß, dass er in der Nähe ist. Seine unbestechliche Nähe tut gut!

Gott sei Dank war er mit meiner Zusammenstellung seiner Gedichte und Texte einverstanden.

Am 23. September schrieb er mir:

Deine Auswahl hat mir sehr gut gefallen. Es ist klar und nicht schematisch und vor allem sehr sensibel. Von Herzen danke ich – mein lieber Dichter.

Wenige Tage später, am 26. September, kam ein Brief aus Berlin:

Schöne Grüße aus Berlin. Bin da, aber ganz geheim, weil ich will arbeiten. DAAD übernimmt für mich Post, Telephon habe ich nicht. / Weil Horst Bienek hat mich eingeladen für Lesung in der Akademie (weiß nicht, ob das noch aktuell ist), möchte ich Dir sagen, dass am besten für mich wäre ein Termin zwischen 10. und 15. Januar 1987. Ich muss von Berlin nach Paris, spätestens am 19. Januar abfahren (wegen Visum). Ich wäre Dir sehr dankbar, wenn Du (oder Horstlein) schreibst. Ich will eine große Studienreise durch Deutschland machen – darum muss ich einen Plan einreichen. / Meine große Bitte: Hast Du zufällig meine Prosa Atlas. Ich soll etwas für Rundfunk lesen – und wie Du weißt, Gedichte langweilen sehr das Publikum. Danke Dir. Warum muss ich meinen lieben Freund immer um etwas bitten. / Wie geht's Dir? / Ich bin fast gesund und vernünftig verzweifelt. / Große Umarmung von Deinem Zbigniew.

Die Herberts blieben die nächsten Jahre in Paris in der Passage Hébrard 17/19. Auch wenn jüngere Freunde wie Adam Zagajewski ihn dort besuchten, waren es harte Zeiten. Die Vorstellung, ein einigermaßen bürgerliches Leben führen zu können, waren dort kaum zu verwirklichen. Es gab kein Kollektiv, auf das er sich verlassen konnte, selbst die Bereitschaft zu Kompromissen nahm ab. Wir telefonierten gelegentlich. Das Ausmaß an Traurigkeit war überwältigend. In unseren Gesprächen durchbrach sie Zbigniew mit seinem Humor immer wieder. Abwechslung boten Reisen. Eine Postkarte aus den Landes hat sich erhalten, mit einem Stelzenger vorne drauf:

Ich denke an Dich mein lieber Michael im Wasser, im Gebirge (habe Pyrenäen-Wanderung gemacht) und in der Luft.

Im Februar 1989 schrieb ich ihm mit Sorge und lud ihn wieder ein, am Dichtertreffen teilzunehmen:

Ich denke in letzter Zeit andauernd an Dich, was du wohl machst, wie Du durch die Straßen gehst und ob Du schreibst. Hier sind die Zeitungen voll von polnischen Problemen. Der Premierminister war da, alle waren freundlich, kaum ist er weg, beginnt wieder der alte Streit: soll der Bundespräsident nach Polen fahren, soll er nicht. Und dann die Verhandlungen mit Solidarność. Es vergeht kein Tag, an dem man nicht direkt oder indirekt mit diesem Problem beschäftigt ist. ... Wenn Du reisen kannst, dann musst Du am 8. Juni unbedingt zum Petrarca-Fest nach Lucca kommen. Bitte mach das irgendwie möglich, zusammen mit Kathrinchen.

Seine Frau antwortete am 14. März 1989; Zbigniew lag im Krankenhaus:

Lieber Michael,

Je t'écris, de la part de Zbigniew, en français, car mon Allemand est beaucoup trop faible. Zbigniew regrette de ne pas te répondre personnellement, mais il se trouve encore entre l'hôpital et l'appartement.

Sie kamen gottlob im Juni 1989 nach Lucca, zu einem Dichterfest, wie ich selber es schöner und ergreifender nie erlebt habe. Preisträger war Jan Skácel aus Brno/Brünn in Mähren, der unbeugsame Kämpfer für die Freiheit in der Tschechoslowakei, der dafür mit Schreibverbot und Gefängnis bedroht worden war. Und ihm zu Ehren kamen neben den Herberts auch die Jaccottets und die Tranströmers, Hermann Lenz und Mario Luzi und viele deutsche Dichter. Es war der letzte öffentliche Auftritt von Jan Skácel. Er starb im November 1989.

Die Herberts blieben in Paris. Am 8. Januar 1990 – inzwischen war die Mauer gefallen und eine neue Ära der Weltgeschichte hatte begonnen – schreibt mir Katharina:

Wir wünschen Dir Glück und Sonne und Liebe und noch vieles andere, weil wir Dich lieben. Und Du sollst Gedichte schreiben! Zbigniew schreibt Dir bald, aber im Moment geht es ihm nicht so gut. Wir erwarten Besserung. Es wird kommen.

Wie würde er mit der neuen Zeit zurechtkommen? Würde er zwischen Zustimmung und Ablehnung einen Ort finden, an dem er sich heimisch fühlen konnte? Musste er nach Hause gehen oder sollte er in der Fremde bleiben? Wie würde seine innere Stimme entscheiden?

Zbigniew schrieb erst im Juni wieder, aus Warschau. Ich hatte ihm meinen Gedichtband *Hinter der Grenze* geschickt, den er über den grünen Klee lobte, was mich natürlich gefreut, aber auch stutzig gemacht hat. Tatsächlich bat er mich, „Sakrilege“, eine Novelle seines Übersetzers Oskar Jan Tauschinski, in den Verlag zu nehmen. Ich musste ablehnen.

Später gab es endlose, zum Teil wirre Telefonate, in denen Zbigniew alle Verleger und Übersetzer der Welt, auch Siegfried Unseld, zum Teufel wünschte. Im Winter war ich in Paris und fand einen überdrehten Zbigniew vor, der mit aller Überredungskunst darauf pochte, sein neues Buch bei *Hanser* zu machen. Am 7. Dezember schrieb ich ihm:

Ich war einerseits froh, Dich in so guter Laune und Verfassung zu sehen, aber andererseits habe ich gespürt, dass Du größere Probleme hast.

Ich rief Unseld, Dedecius und andere Freunde an, aber keiner wusste etwas oder wollte mit der Sprache heraus.

1991 war Zbigniew mehrere Male in München und wohnte teils in der städtischen *Villa Waldberta* am Starnberger See, teils bei Christa Maar und manchmal auch bei mir. Er kam in dieser Zeit oft zu mir in den

Verlag, weil ich ihm helfen sollte, seine internationalen Verträge zu ordnen, ein groteskes Unterfangen und gleichzeitig eine traurige Komödie. Zbigniew glaubte tatsächlich, dass alle Verlage – natürlich mit Ausnahme von *Hanser*, wo noch kein Buch von ihm erschienen war – ihn betrogen hatten oder ihn betrügen wollten, und alle meine Anstrengungen, ihm diesen bedrohlich werdenden Wahn auszureden, waren ohne Ergebnis. Es kam erschwerend hinzu, dass er keinerlei Unterlagen dabei hatte und seine Gesprächspartner oft gar nicht wussten, was er wollte und wie sie ihm helfen konnten. So seltsam es klingen mag, aber Zbigniew's Wahn hatte eine sehr konkrete Basis: Es ging nun darum, seinen Stand in einer neuen Weltordnung zu festigen, damit aus den Hoffnungen nicht eine einzige große Enttäuschung erwüchse, aber er produzierte in der Sorge um seine Gedichte eine heillose Unordnung.

Es gab einen Verleger in Nordamerika, in Mexiko und einen in Brasilien, mehrere in Italien, Frankreich und Spanien und Gott weiß wo, und überall gab es freundliche Mitarbeiterinnen an der Rezeption, die mit Zbigniew's Höflichkeiten überschüttet wurden: Helfen konnte ihm keiner, auch ich nicht, der den sprunghaften Anstieg der Telefonkosten mit unserem Engagement für Mitteleuropa zu erklären versuchte. Meine Hilfe lehnte er mit seiner unüberbietbaren Höflichkeit ab. Diese wunderbare Höflichkeit! Ich erinnere mich, dass ich ihn einmal fragte, was er gerne ins 21. hinüberretten würde. Nach kurzem Zögern antwortete er: Die Höflichkeit!

Am 25. Juli 1991 kam eine Mitteilung von ihm aus Paris, die ich nur teilweise entziffern konnte. Seine mir so liebe Schrift war entgleist, offenbar war er in ärztlicher Behandlung. Dass er in Israel gewesen war, wissen wir durch das schöne, enigmatische Gedicht „An Yehuda Amichaj“, das in *Rovigo* in der Übersetzung von Klaus Staemmler abgedruckt ist und in dem er den israelischen Dichter, der wie er 1924 geboren war, um Verstehen bittet:

*Du aber bist der König und betrachtetest mich
mit freundlicher Sorge – wie lange ich so umherirren kann
in der Welt
– Lange Yehuda. Bis zum Ende.*

– *Um nichts bitte ich Dich nur um Verstehen.*

–

Mir schrieb er aus dem Hospital St. Louis:

*Sei nicht böse. Seit März war ich auf Reisen (letztlich Jerusalem), bin schon krank. (nehme starke Mittel?) /
Trotzdem Arbeit geht weiter. In wenigen Tagen kommt meine neue Übersetzerin nach Paris und im Bett
werde ich diktieren meine Texte, die alle jetzt schon fertig (sind). / ... / Bitte um Geduld und du wirst schon
auf ERDE belohnt!*

In der wie immer herzlichen Verabschiedung schreibt er:

Zbigniew mit Morphium.

Wir hatten keine Ahnung, wie schlecht es ihm ging, aber wir wussten von anderen Freunden, die ihn in Paris gesehen hatten, dass er in einer furchtbaren Verfassung war. Am 9. August schrieb ich ihm:

Du musst mir sagen, wenn wir irgendetwas für Dich tun können, auch was Ärzte betrifft. ... Du könntest eine Reise nach München mit einer Lesung in der Akademie verbinden, ich würde Dir dabei helfen, dann würden wir Dich einmal durchmustern lassen, und danach würdest Du wie ein junger Gott den Stein den Berg wieder hochschieben.

Es folgten lange Telefongespräche, in denen er den Plan entwickelte, ganz nach München zu ziehen. War das ernst gemeint oder war es nur eine der Grillen, die durch seinen verzweifelten Kopf geisterten? Da ich um diese Zeit des Jahres zur Buchmesse in Frankfurt war, bat ich meine Mitarbeiterin Monika Billen, sich um Zbigniew zu kümmern. Sie war begeistert! Ich hatte ihm sogar angeboten, während meiner Abwesenheit in meiner Wohnung zu arbeiten, ein Zimmer im Hotel *Carlton* in Schwabing war reserviert. Es lag mehr oder weniger neben der Literaturhandlung von Rachel Salamander, die eingeweiht war und ihm helfen wollte, wenn er Hilfe benötigte. Außerdem war der Bruder von Rachel, Benno, ein erstklassiger Internist, der im schlimmsten Falle eines Falles mit seinem medizinischen Rat einspringen konnte.

Und dann war Zbigniew plötzlich verschwunden. Keiner wusste, wo er sich aufhielt und wie es ihm ging, bis ich am 16. Dezember plötzlich ein Fax meines Freundes Martin Mooij aus Rotterdam erhielt, des Leiters von *Poetry International*: Zbig sei als Gast der Stiftung für deutsch-holländische Zusammenarbeit in Amsterdam gelandet und man könne ihn dort oder im Verlag *De Bezige Bij* (Die fleißige Biene) erreichen. „Ich habe den Eindruck“, schrieb Martin, „dass es ihm relativ gut geht. Glücklicherweise!“

Und Zbigniew schrieb:

Bitte sende mir die Übersetzung meines Buches nach Akademie der Künste (in Berlin) und einen Vertrag. Ohne das fahre ich mit leeren Händen nach Polen. Die Übersetzung muss ich überprüfen. Ich habe dieses Buch vor zehn Jahren geschrieben, also muss ich das alles überprüfen. / Ich habe mich nicht von Dir und Hubert verabschieden können, denn ich habe in der letzten Woche in München in verschiedenen Hotels gewohnt, weil Waldberta regiert und ich nicht zu meiner Arbeit kam. Bitte schick mir das Manuskript bis 26. Dezember, sonst geht alles schief.

Da Zbigniew Herbert darauf bestand, mit *Hanser* und mir einen Vertrag zu schließen, musste ich in langen, qualvollen Telefongesprächen mit Siegfried Unseld und Karl Dedecius zu klären versuchen, was passiert war. Sein ehemaliger Übersetzer schien sehr beleidigt zu sein, weil man seine Arbeit nicht richtig zu schätzen wusste, und offenbar hatte ihn Zbigniew so lautstark zusammengestaucht, dass er auch nicht bereit war, einen neuerlichen Schritt zur Versöhnung anzubieten. Siegfried Unseld wollte den Autor auf keinen Fall ziehen lassen, riet mir aber, den Vertrag zu unterzeichnen, dann würde auf jeden Fall einmal Ruhe einkehren. Es ging schließlich auch darum, dass *Suhrkamp* die Hauptwerke in verschiedenen Ausgaben lieferbar hatte und überdies anbot, in Zukunft auch die Auslandsrechte für Zbigniew zu verwalten, und da wir alle davon ausgingen, dass dieser Pole und Mitteleuropäer demnächst den Nobelpreis erhalten müsste, sollte dies tunlichst in diesem Chaos schnell geklärt sein. Zbigniew selber hatte durch seinen Schub alle und alles so verwirrt, dass man ihm nur wünschen konnte, dass sich ein Büro mit Auslandserfahrung um seine

Angelegenheiten kümmern würde.

Im Februar 1992 erhielt ich aus Warschau einen mit Schreibmaschine geschriebenen Brief, den ganz eindeutig ein deutscher Muttersprachler korrigiert hatte. Die mir so lieben „Fehler“ in seinen Briefen waren alle in korrektes Deutsch gebracht worden, was dem Schreiben etwas Bürokratisches verlieh. Andererseits war ich froh, dass er sich offenbar jemandem anvertraut hatte und lesen konnte:

ich schreibe Dir erst jetzt, da ich lange und schwer krank war. Schritt für Schritt komme ich wieder zu Kräften und es ist mir endlich möglich, mich bei Dir zu melden. Wie immer hoffe ich auf Dein Einfühlungsvermögen und Deine Freundschaft, auf die ich mich stets verlassen konnte ... Ich lebe in einem riesigen Durcheinander von unerledigten Sachen und Sorgen, kein Wunder nach der langen Abwesenheit. Ich bitte Dich herzlich, mir mitzuteilen, was ich dem Verlag schulde ... Lieber Michael, ich hoffe, unsere Zusammenarbeit wird trotz Verzögerungen bestehen bleiben. Ich schicke Dir herzlichste Umarmungen und wärmsten Dank für Deine Gastfreundschaft und Güte. Auch an Frau Billen vielen Dank für alle Hilfe. – Für Dich und Ariane Worte der Freundschaft und Herzlichkeiten von Katharina. Zbigniew

Auch wenn der Brief nicht alle Angelegenheiten klären konnte, war ich doch zufrieden über seinen Ton. Von Schulden gegenüber dem Verlag konnte keine Rede sein. Wichtig war, dass er offenbar einen Verlag gefunden hatte, der seine älteren und neuen Arbeiten sukzessive herausbringen würde, so dass die Überschneidungen oder Auslassungen, die bei seinen fremdsprachigen Büchern passiert waren, kenntlich wurden und bei Neuauflagen berücksichtigt werden konnten. Und offenbar hatte er mit Klaus Staemmler, der früher schon seine Prosa übersetzt hatte, einen Übersetzer auch für seine Gedichte gefunden.

Meine Antwort aus dem frühen März war hoffnungsvoll; zumal ich schreiben konnte:

Ich war Anfang Februar eine Woche in New York, wo in den Buchhandlungen überall Dein neues Buch ausliegt. Und ich fand auch überall Gedichte von Dir abgedruckt, nicht nur im New Yorker.

Der Einladung zum Petrarca-Treffen nach Modena konnte er nicht folgen. Katharina schrieb kurze Zeit später, dass Zbigniew in einer tiefen Depression stecke:

Tatsächlich, das Schicksal erspart ihm nichts.

Und auch:

Dein Brief war für ihn ein heller Tropfen in seiner Dunkelheit.

Im September schrieb mir Zbigniew, dass er versucht habe, sich mit Siegfried Unseld, der ja alle seine Bücher

in deutscher Übersetzung verlegt hatte, zu einigen. Tatsächlich sagte mir Siegfried Unseld auf der Buchmesse, dass nun hoffentlich aller Streit beigelegt sei – bis auf das Zerwürfnis mit Dedecius. Ich war von Frankfurt aus eigens zu ihm nach Darmstadt gefahren, traf aber nur auf einen in seinem Ehrgefühl schwer verletzten Karol, der hart blieb.

1994 erschien Zbigniew Herberts schönes, klares Buch *Stilleben mit Kandare. Skizzen und Apokryphen*, das ausschließlich der holländischen Malerei gewidmet war, vornehmlich dem 17. Jahrhundert. Darin heißt es:

Das Schicksal hat den Mitgliedern der der St.-Lukas-Gilde nichts erspart. Wir wissen, dass Hercules Seghers und der fünfundsiebzig Jahre alte Emmanuel de Witte unter dem Druck materieller Sorgen Selbstmord begingen. Hals, Hobbema, Ruysdael starben im Obdachlosenheim. Armut und Alkoholismus kamen oft vor, aber nicht immer.

Aber auch:

Niemand kam auf den Gedanken zu fragen, wozu die Kunst existiere, weil eine Welt ohne Bilder ganz einfach unbegreiflich gewesen wäre.

Es ist der Zbig-Sound, der mühelos die tiefste Verzweiflung und das höchste Entzücken in Worte fassen konnte.

Wieder versuchte ich, die Herberts zu unserer Petrarca-Preisverleihung einzuladen, die diesmal in Weimar stattfinden sollte. Ich schrieb:

Wenn nötig, würde ich auch selbst nach Warschau kommen, Dich auf meinen Rücken nehmen und mit Dir zu Fuß nach Weimar laufen. Die Stadt ist herrlich geworden! Oberkochberg ist restauriert, aber nicht so schlimm, dass man sich ärgern muss, der Elefant ist mit moderner Kunst vollgehängt, aber nicht so, dass man nicht schlafen kann, die Ilm ist über die Ufer getreten, aber bis Juni kann man an ihren Ufern wieder Spazierengehen, ... Bitte komm!

Im August 1994 erschien in der *New York Times Book Review* eine Rezension der Gedichtbücher *Mr. Cogito* by Zbigniew Herbert, übersetzt von John Carpenter and Bogdana Carpenter; *About Love* by John Montague und *Diderots Cat* by Michael Krüger, übersetzt von Richard Dove. Die Überschrift lautete: „Love and other Tricky Subjects“, die Unterzeile: „Poems for the post-modern age from Poland, Ireland and Germany“, geschrieben hatte die zwei Seiten lange Rezension der Dichter Stephen Dobyns. Natürlich war ich stolz, mit Zbigniew zusammen besprochen zu werden, auch wenn ich in diesem Trio einen schweren Stand hatte. Wenn es stimmte, dass Amerikaner – wenn überhaupt – nur einen Gedichtband im Jahr kaufen, dann haben die Iren ihren Montague gekauft, die anderen Mr. Cogito, Diderot hatte gewiss das Nachsehen. Aber immerhin ...

Im Oktober 1994 schickte Zbigniew mir eine „sauer-süße Torte“ als Beitrag für die Festschrift für François

Bondy zum 80. Geburtstag:

Wie geht's Dir? Bitte arbeite nicht zu viel. Tüchtigkeit ist eine schwere Krankheit.

Ich schrieb zurück:

Ich habe François kürzlich bei der Feier zur Erinnerung an Elias Canetti in Zürich gesehen. Er sieht aus wie ein großer Vogel, hat seinen Witz Gott sei Dank nicht verloren und schlurft ein bisschen herum, als müsse er den Füßen befehlen, dem Körper zu gehorchen. Aber sein Kopf ist ganz klar.

Aber das konnte man von Zbigniew leider nicht behaupten. Von Zeit zu Zeit kamen Postkarten, ich schrieb ihm, wann immer ich Abdrucke seiner Gedichte fand, gelegentlich rief er an. Im Mai 1996 schrieb Katharina:

Mit großem Bedauern muß ich Dir sagen, dass Zbigniew seit vielen Monaten in schlechtem gesundheitlichen (psychisch und physisch) Zustand ist. Darum schweigt er und hat nicht auf Deinen Brief geantwortet und sich nicht bedankt für Deine wunderbaren Gedichte.

Schlimm war, dass man ihm offenbar nicht helfen konnte. „Ich bin sehr traurig über diese Nachricht, wie Du Dir denken kannst“, schrieb ich ihr zurück.

Wir reden immer über Euch, und immer gut, versteht sich, und natürlich immer in der Hoffnung, dass wir uns bald wieder sehen können. Du weißt ja, dass Du immer schreiben kannst, wenn ich irgendetwas tun soll. ... Braucht er nicht Seeluft für die Bronchien? Oder Salzluf, wie hier in Reichenhall? Man geht mit einem Glas scheußlich schmeckenden Wassers um einen Brunnen herum, schreibt im Kopf Rundgedichte und trinkt von morgens bis abends, und am Schluss hüpf, man herum wie der Faun, der auf dem Brunnen sitzt und feixt.

Mehrere geplante Treffen kamen nicht zustande. Ende Januar 1998 schrieb ich ihm.

Da ich nicht nach Warschau komme, weil mir die Zeit fehlt, und ihr nicht nach München kommt, weil Euch die Lust fehlt, müssen wir uns in einer dritten Stadt treffen. Berlin?

Im März kam von ihm ein brüderlicher Ostergruß und eine fast nicht lesbare Karte, die er schon im Januar geschrieben, aber nicht abgeschickt hatte:

Anbei zwei Büchlein geboren (Verse und Prosa) ... habe keinen Übersetzer. Vielleicht hast Du irgendeine Idee. (Er soll ein Sinn für Humor haben.)

Zbigniew Herbert starb am 28. Juli 1998. Auf meinen Kondolenzbrief an Katharina schrieb sie mir zurück:

Was kann ich Dir alles schreiben? Wohl nur, dass Zbigniew's schweres Ringen mit dem Leben sein Ende erreichte. Er versuchte bis zuletzt zu schreiben. Seit September vorigen Jahres, als er einige Tage hindurch gegen den Tod ankämpfte, im Krankenhaus, in Zusammenhang mit einer Lungenentzündung, die er auch dank seiner Willenskraft überwand, hat er den Gedichtband Epilog des Gewitters geschrieben, und das ist sein Abschiedsband. Später hatte er nicht mehr viele Kräfte. Ich bin todtraurig. / Ich sende Dir zärtliche und herzliche Gedanken und danke Dir für die Worte Deiner Freundschaft. Deine Katharina.

Aber das war nicht das Ende unserer Beziehung. Katharina sehe ich jedes Jahr in Warschau als Juror des internationalen *Zbigniew-Herbert-Preises*. Sie lebt, mittlerweile neunzig Jahre alt, noch immer in der gemeinsamen Wohnung in der Promenada, umgeben von Zbigniew's Bibliothek mit tausenden von Büchern in vielen Sprachen, die alle von seinen in winzigster Schrift verfassten Kommentaren wimmeln. Und inzwischen ist die zweibändige Biografie von Zbigniew Herbert erschienen, verfasst von Andrzej Franaszek, einem klugen Intellektuellen, der dieses abenteuerliche Wanderleben zwischen Warschau, Berlin, Paris, Amsterdam und Florenz (mit Abstechern nach München) mit schöner Ausführlichkeit dargestellt hat. Es sind gewichtige Briefwechsel von Zbigniew mit seinen Freunden erschienen, Sammelbände von Kolloquien über sein Werk und eine Reihe von Erinnerungen. Hoffentlich ist es nicht unangemessen, wenn ich die leider lückenhafte kleine Korrespondenz meiner dreißigjährigen Freundschaft und die Dokumentation seiner Nähe zum *Petrarca-Preis* zu den bedeutenden Werken von und über diesen unbestechlichsten polnischen Dichter der Nachkriegszeit dazustelle.

Ich habe mich auch deshalb dazu ermuntert gefühlt, weil mir beim Blättern in meinen Herbert-Büchern – ich glaube, es war in dem polnischen Band *Raport z Oblężonego Miasta*, Instytut Literacki, Paryż 1983; bei uns: *Bericht aus einer belagerten Stadt und andere Gedichte*, Frankfurt 1985, übersetzt von Oskar Jan Tauschinski – plötzlich ein dreiseitiges Gedicht in Zbigniew's Handschrift entgegenfiel, das dort all die Jahre gelegen hatte. Es trug den Titel „An Michael Krüger“. Es beschließt in der Übersetzung von Renate Schmidgall die *Gesammelten Gedichte* Zbigniew Herberts, die unser Freund Ryszard Krynicki, der Dichter und Verleger, sowohl in seinem Verlag *a5* in Krakau wie bei *Suhrkamp* in Frankfurt herausgegeben hat. Es soll auch am Ende dieser Erinnerungen an den großen polnischen Dichter stehen:

AN MICHAEL KRÜGER

1

*Schließlich habe ich euch liebgewonnen meine Todfeinde
erblich wie Krankheit Armut schlechte Wirbelsäule
der Weg von den Gräben ins Bierhaus war lang*

*ich habe dich liebgewonnen Michael
und euch Hubert Günther Nikolaus und Werner Jan – die Liste ist lang*

Barbara – Sybille – Renate – Eleonore

*das hat nichts von Sentimentalität Spiel List Verführung
es ist nur große Verwunderung*

*ich habe nichts vergessen
ich besitze nicht die Macht der Vergebung
ich will mich nicht einfach rechtfertigen*

*die getötet wurden
sind für immer getötet
das Haus eine Ruine
Geschmack von Asche und Rache*

*und doch kamen wir zusammen
bei einem Krug Bier
in grünen Gärten mit weißen Stühlen
als die Linden süße klebrige
Samen versprühten
wir sprachen von der Banalität des Bösen
von Schicksalswendungen
den Marotten des Glücks
und es war große Verwunderung
unbarmherzige Freude*

2

*Himmel Wasser Hügel
die gleichen*

*Mütter schieben Kinderwagen
Alte gehen unter die Erde*

*vereinzelte Jüngelchen
studieren immer noch die Gewalt*

*eure Männer
erstaunlich fleißig
reimen
schlafen jetzt ein
ordentlich
tief
und ohne Albträume*

*zwei Generationen
und alles ist anders*

*die Schauspieler
das Bühnenbild*

das Drama

*ich habe nichts getan
bin gewandert
von Stadt zu Stadt
ich habe Mädchen angelächelt
und endlos geredet
im Zug
nachts
auf Gängen
in Gästezimmern
auf dem Schiff
unter der Loreley
im Foyer der
Oper in Amtsstuben [?] [Hier war das Original nicht eindeutig zu entziffern (Anm. d. Hg.)]*

*ich habe nichts getan
ich wollte einfach verstehen*

3

*ich schreibe das in dem Haus
am Starnberger See*

*hier wurde grausam
der letzte König von Bayern ertränkt*

*jetzt beweinen ihn
die Schwäne*

*aus drei wie in einer Kapelle
gewölbten Fenstern
sieht man den Novemberwald
auf dem Baum die dichten Borsten der Nadeln
kupferfarben
wie der alte Gobelin
„Jagd auf das Einhorn“*

*der See schwankt
zwischen Nebel und
blauem Metall*

*am Horizont die Alpen
eine ausgefranste Partitur von Wagner
(auf den ich nicht stehe)*

*all das ist unreal
und schön
wie das Lachen der Götter*

*die Lärchen vor dem Fenster
klingeln leise*

*hier gibt es plötzliche Gewitter
dann wird alles dunkel
oder es kommt ein Wind aus dem Gebirge
dann wird alles
surreal
schmerzlich offensichtlich
bedeckt mit glänzender Glasur*

*vielleicht ist alles was geschehen ist
zwischen uns
eine Meteorologie des Herzens*

*aber es brauchte Mut
denkst du nicht Michael
um sich zu einer Geste aufzuraffen
einer halben Körperdrehung
sich in die Augen zu sehen*

In der Nacht des 14./15.11.1991

*Michael Krüger, aus Michael Krüger: Meteorologie des Herzens. Über meinen Großvater,
Zbigniew Herbert, Petrarca und mich. Berenberg Verlag, 2021*